



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vor morgen Abend wirds dir wohl nicht möglich sein, erwiderte er, aber das macht auch nichts, ich werde mich schon so lange gedulden.

Ich könnte ja gleich morgen früh Euern Freund, den Chaisenträger, bitten, daß er Euch die Büchse brächte.

Der Alte machte eine abwehrende Handbewegung.

Nein nein! sagte er, lieber will ich warten. Auf zwölf Stunden früher oder später kommts auch gar nicht an. Aber ich möchte, daß die Sache unter uns bliebe. Es schien ihm offenbar viel daran zu liegen, daß Christine auch am nächsten Abend ihren Besuch bei ihm wiederhole. Vielleicht versprach er sich von ihrer Gegenwart einen heilsamern Einfluß auf seinen Zustand als von dem Wundermittel seiner Hausapotheke.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Kolonialpolitik und Zentrum. Polandebatte.)

Die unerwartete Ausdehnung der Kolonialdebatte im Reichstage auf sechs Verhandlungstage hat uns noch eine besondere Überraschung gebracht, die fast vernichtende Niederlage, die sich der Abgeordnete Koeren im Redekampf mit dem stellvertretenden Kolonialdirektor Dernburg zugezogen hat. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die Wirkung, die davon auf die unmittelbaren Zuhörer ausging, dann aber durch die Berichte in das Land hinausgetragen wurde, dem Gefühl der Befreiung von einem bösen Alpdruck gleich. Sehr erklärlich nach den Eindrücken, die man sonst von den Verhandlungen des Reichstags nach Hause zu tragen nachgerade gewohnt war. Statt des schleppenden Ganges und der schläfrigen Eintönigkeit der Debatten gewahrte man plötzlich so etwas wie dramatische Bewegung, erlebte man ein parlamentarisches Gewitter, das sich in starken Schlägen entlud. Das war ganz danach angetan, unbegrenzte Hoffnungen in sanguinisch angelegten Gemütern zu erwecken. Das Stimmungspendel schlug über den Ruhepunkt hinaus.

Es ist nicht unwichtig, auch diese Augenblicksbilder ein wenig festzuhalten. Zuerst machte sich nur die fassungslose Überraschung, Enttäuschung und Mut in dem schwer getroffenen Zentrum und bei der radikalen Linken, die unverhohlene Freude und Genugtuung bei der kolonialfreundlichen Mehrheit bemerkbar. Dann trat das Nachdenken in seine Rechte, aber — so hieß es immer noch unter dem Eindruck der ersten Erregung — der Kolonialdirektor hat sich zu weit vorgewagt; das Zentrum kann das nicht vergessen; der Reichskanzler wird Dernburg fallen lassen, denn er wird es mit dem Zentrum nicht verderben wollen!

Man sieht daraus, wie wenig Raum in diesem Augenblick für kühle politische Erwägungen war. Als dann Fürst Bülow das durch die Lage Gebotene tat und mit großer Entschiedenheit sein Einverständnis mit dem Auftreten Dernburgs erklärte, meinten die Beurteiler, die sich schon ganz durch die Vorstellung eines neu geschaffenen Gegensatzes zwischen Regierung und Zentrum beherrschen ließen, diese Erklärung habe doch nur die Bedeutung eines Rückzugs, denn es gehe nicht daraus hervor, daß die Regierung mit dem Zentrum zu brechen entschlossen sei.

Es ist nicht recht verständlich, was überhaupt zu dieser Erwartung berechtigte. Am allerwenigsten aber brauchte man sich die Freude daran verderben zu lassen,

daß die Regierung einmal in der Lage war, auf einem bestimmten Gebiet den Beweis zu liefern, daß sie den Machenschaften auch der mächtigsten Partei nicht erlaubt, ihr ins Handwerk zu pfeifen und mit Parteiwünschen in den gesetzlich geregelten Gang der Verwaltung einzugreifen. Der Denktzettel, der einem führenden Mitgliede des Zentrums erteilt worden ist, kam rechtzeitig und wirkte gut. Einen Fingerzeig dafür gab die Geschwindigkeit, mit der die Fraktion von dem verunglückten Parteifreunde abbrückte und ihn zu der Erklärung nötigte, daß sein Vorgehen nur persönliche Bedeutung gehabt habe.

Im übrigen steht es außer Frage, daß ein wirkungsvoller Vorgang im Parlament niemals ausreichen kann, Stellung und Machtverhältnisse der Parteien wesentlich zu ändern. Es ist eine seltsame Vorstellung, die sich seit langer Zeit eingebürgert hat, als ob das Zentrum seine Machtstellung nur einer freundlichen Vorliebe der Regierung verdanke, und als ob mit dem Augenblick, wo die Regierung den Mut habe, das zärtliche Verhältnis in einem Knack enden zu lassen, die Zeit angebrochen sei, in der andre Parteien den schönen Platz an der Sonne einnehmen könnten. Die schwer zu entscheidende Frage, inwieweit etwa Fehler der Regierung die jetzige Machtstellung des Zentrums verschuldet haben, können wir hier unerörtert lassen; sie würde zu tief in die Vergangenheit zurückführen. Unabhängig von dieser Schuldfrage haben wir uns dessen zu erinnern, daß es die Stimmen der deutschen Wähler gewesen sind, die den deutschen Reichstag, so wie er nun einmal ist, geschaffen haben. Mit diesem Reichstage müssen die verbündeten Regierungen positive Aufgaben der Gesetzgebung in gemeinsamer Arbeit lösen. Bis jetzt hat noch niemand anzugeben vermocht, wie das unter Ausschaltung und Nichtbeachtung der Zentrums-partei geschehen kann. So lange die Klagen über die Allgewalt des Zentrums den Zweck verfolgen, das politische Gewissen der Wähler zu schärfen, kann man sie sich gefallen lassen; wendet man sich aber dabei an die Adresse der Regierung, so muß doch auch irgendeine positive Vorstellung damit verbunden sein, wie es anders gemacht werden könnte. Dazu würde auch die Mitwirkung der andern bürgerlichen Parteien erforderlich sein. Doch wie sollte das geschehen? Wir haben im Reichstage eine Partei von 79 Mitgliedern, also ein Fünftel der Gesamtzahl, die sich außerhalb der Staats- und Gesellschaftsordnung stellt und für fruchtbare Arbeit, für erreichbare Ziele überhaupt nicht zu haben ist. Wie will man die übrigen vier Fünftel, die nicht weniger als neun bis zehn verschiedene Parteien und Parteispitter enthalten, so organisieren, daß die stärkste Partei des Reichstages in der Zahl von hundert Mitgliedern dabei nicht ausschlaggebend wirkt? Es mag vielen recht bitter eingehn, aber das einfache Rechenexempel zeigt, daß die Hoffnung auf einen endgiltigen und grundsätzlichen Bruch zwischen Regierung und Zentrum eine Unüberlegtheit oder eine Redensart ist, nichts weiter.

Man hörte wohl von Sitzklöpfen das Wort „Auflösung“ in die Erörterung werfen. In der Theorie gewiß ein ausgezeichnetes Mittel, die Bevölkerung zu überzeugen, daß ein fester Wille der Regierung ein festes Vertrauen zu der bessern Einsicht der Volksmehrheit hegt und danach glaubt, die parlamentarischen Verhältnisse verbessern zu können. Soll dieses Mittel aber wirklich gebraucht werden, dann müssen gewisse Unterlagen dafür gegeben sein, daß in der Volksmehrheit eine solche bessere Einsicht durchgedrungen ist. Daran jedoch fehlt es, und die kolonialpolitischen Fragen sind im gegenwärtigen Zeitpunkt am wenigsten geeignet, einen Umschwung herbeizuführen. Dazu greifen diese Interessen nicht tief genug, und skrupellose Parteiführer haben allzulange Muße gehabt, der großen Menge von Kolonialskandalen, Korruption der Kolonialverwaltung und ihrem Vertuschungssystem vorzureden. Die sozialdemokratisch versuchte Masse würde durch den Ruf der Regierung gar nicht

berührt werden. Die Oberhand würden im übrigen gewisse Anschauungen des deutschen Philisters gewinnen, der immer eine Übertölpelung durch die Regierung fürchtet und seine politische Schlaueit dadurch zu beweisen sucht, daß er sich gegen eine vermeintliche Verlegenheit der Regierung blind und taub stellt. Der Philister schulmeister gern; er vermag so mit den geringsten Unkosten seine staatsbürgerlichen Rechte zu betonen, ohne der Regierung irgendeine Last der Verantwortung von den Schultern zu nehmen und sich selbst aus der Ruhe zu bringen. Gegen diesen Geist kommen die einsichtigeren Bürger in gewöhnlichen Zeiten nicht an; zu einer Wahlparole gehört schon ein Ruf, der stärker an den gesunden Instinkten der deutschen Volksseele rüttelt.

Also mit einer wesentlichen Änderung der politischen Lage ist es nichts. Um so mehr wird man in Einzelfragen darauf Wert legen müssen, daß sich die Regierung innerhalb der gegebenen Lage so kraftvoll und entschieden wie möglich betätigt. In der Kolonialdebatte ist das geschehn, und man wird mit der Begrenzung des Erfolgs auf dieses bestimmte Gebiet einstweilen zufrieden sein müssen. Mit der Zeit werden vielleicht auch sonst im politischen Leben günstige Nachwirkungen bemerkbar.

Der praktische Zweck der Debatte ist im Plenum des Reichstags völlig zurückgetreten. Wohl nur wenige erinnerten sich überhaupt noch, daß die Kolonialverwaltung mit ganz bestimmten Forderungen vor den Reichstag getreten war, Forderungen, die noch dazu recht dringend waren. Hierüber mußte eine sachliche Verständigung angebahnt werden. Die Zurückweisung unberechtigter Angriffe und der Einmischungen einer übermühtigen und herrschsüchtigen Partei war nicht Selbstzweck sondern nur Mittel zum Zweck, endlich einen festen Boden zu positiver Weiterarbeit zu gewinnen; den Luxus, die schwebenden Fragen der Kolonialpolitik zu allerhand andern Experimenten der innerpolitischen Taktik zu benutzen, kann sich die Regierung gegenwärtig nicht erlauben.

Viele zweifeln natürlich, daß die erregte Nachsucht des Zentrums eine nützliche Weiterarbeit zulassen wird. Dem ist entgegenzuhalten, daß sich die Partei in der Befriedigung ihrer Rache im eignen Interesse gewisse Schranken setzen muß. Der Abgeordnete Koeren hat sich in allzu großem Vertrauen auf die frühern Erfahrungen mit einer schwachen und nachgiebigen Kolonialverwaltung zu weit vorwagen. Seine Partei kann nicht bei derselben Tonart bleiben, ohne den allgemeinen Unwillen zu stark herauszufordern. Ein Teil der erlittenen Niederlage fällt ja auf Herrn Koeren persönlich zurück. Er bekleidet außerhalb des Reichstags ein hohes Richteramt. Daß einem solchen Manne ungesetzliche Beeinflussung eines Disziplinarverfahrens, ferner Mangel an Selbstbeherrschung in der parlamentarischen Debatte sowie Beschimpfung eines richterlichen Beamten in einer Form, die den ganzen geprüften Nachwuchs unsers Richterstandes bloßstellt, vorgeworfen werden muß, ist ja für ihn schon gerade schlimm genug. Gar nicht zu reden von dem schänden Mißbrauch des schönen Vorrechts der Immunität! Die Hauptsache ist aber doch, daß durch Herrn Koeren, der, abgesehen von einzelnen Abschnitten seiner Rede, im Auftrage seiner Partei gesprochen hat, das ganze Zentrum sehr stark belastet worden ist. Beabsichtigt hatte er es freilich nicht, aber seine im Rausche des Machtbewußtseins begangne Unvorsichtigkeit hat es doch zumege gebracht, daß alle die unschönen MACHENSCHAFTEN ans Licht gezogen worden sind, die aufzudecken man früher aus Furcht vor parlamentarischen Schwierigkeiten nicht gewagt hatte. Jetzt, wo die Regierung die Kraft des guten Gewissens gezeigt hat, kommt manches an den Tag, dessen offene Erörterung früher als nutzlos gelten mochte. Wir wissen jetzt, wie die frommen Patres der Togoer Mission eifrig den unsinnigen Küstentlatz schwarzer

Schurken sammelten, um das „Material“ gegen ehrenwerte Verwaltungsbeamte für den Fall eines Konflikts — das heißt für den Fall, daß die Beamten nicht nach der Pfeife der Missionare tanzen wollten — beisammen zu haben; wie auf dieser Grundlage die „schwarzen Listen“ zustande kamen, mit denen die Vorgesetzten der Beamten dahelme von hochmögenden Abgeordneten systematisch eingeschüchtert wurden; wie ein ungetreuer Beamter zugunsten der regierenden Partei Vertrauensbruch beging, aber von den Mächtigen der Partei als „angenehmer junger Mann“ beschützt wurde; wie für seine Pflichtverletzung gute Versorgung und sogar Beförderung ausbedungen wurde; wie bei dieser Gelegenheit die Pflicht des Volksvertreters, nach sachlicher Überzeugung zu stimmen, zum Gegenstand des Schachers gemacht wurde, sodas die Regierung unter das „kaudinische Joch“ gehen mußte; wie aber trotzdem jenes Lügenmaterial der Missionen, um dem Machtißel zu frönen und die öffentliche Meinung irrezuführen, jetzt im Reichstage verwertet wurde, indem unter dem Schutz der Immunität der ehrliche Name wackerer, aber dem Zentrum mißliebiger Männer ohne genügende Beweise durch den Schmutz gezogen wurde.

Die Regierung hat mit dem Aufstecken dieser Eiterbeule überall im Lande einen tiefen Eindruck gemacht. Der neue Kolonialdirektor hat sich mit seiner Unerschrockenheit viel Vertrauen erworben. Ob dieser Augenblick für das Zentrum geeignet ist, sich aus bloßem Rachegefühl der Mitarbeit zu versagen, nachdem sich seine Führer monatelang dem Lande als Retter aus tiefer Korruption angepriesen und ihre reinen Absichten betont haben? Sollte es gerade jetzt unter so ungünstigen Umständen freiwillig auf seinen Einfluß verzichten und zur undankbaren Rolle der Opposition übergehen? Einen sichern Besitz einer unsichern Zukunft opfern? Das wird die Partei gewiß nicht tun. Hat sie aber A gesagt, so muß sie auch B sagen. Man wird also an der Hoffnung festhalten dürfen, daß die Krisis in unsrer Kolonialpolitik überwunden wird, und die weitere Tätigkeit auf gesunder Grundlage keine unnötigen Hemmungen und Störungen erfährt.

Die beiden Interpellationen der Polen und des Zentrums über die Frage des Religionsunterrichts in den Volksschulen der Ostmarken sind nun auch im Reichstage verhandelt worden. Doch bewegte sich die Erörterung, wie zu erwarten war, ganz in den engen Grenzen, die durch die Zuständigkeit des Reichs dabei gezogen waren. Nur der preußische Landtag kann die Frage wirklich eingehend behandeln. Wir haben früher schon die Grundlage festzustellen gesucht, von der eine vernünftige Entscheidung ausgehn muß. Auch im Reichstage wurde wieder von einigen Parteien der Fehler gemacht, die Angelegenheit als reine Kulturfrage hinzustellen, anstatt zu erkennen, daß sie eine Frage des Staatsinteresses ist. Aber auch in der Beurteilung der idealen Seite der Sache bewegten sich manche Redner in einem Gedankenkreise, der der Wirklichkeit gar nicht entspricht. Muß man denn immer noch wiederholen, daß es eine ganz falsche Vorstellung ist, wenn man glaubt, Kinder, die nicht genügend Deutsch verstehn, würden zu deutschem Religionsunterricht gezwungen? Wo es die Bevölkerungsverhältnisse notwendig machen, wird noch heute wie früher der Religionsunterricht polnisch erteilt. Wo in den Schulen die Religion in deutscher Sprache gelehrt wird, da steht dieser Unterricht im Zusammenhang mit allen übrigen Zweigen der Lehrtätigkeit. Nicht die Schüler, die eine sorgfältige und systematische Ausbildung in allen Lehrfächern in deutscher Sprache erhalten, und deren Verständnis sich der religiöse Lehrstoff völlig harmonisch einfügt, empfinden den deutschen Religionsunterricht unbequem, sondern die polnischen Geistlichen, die es in ihrem nationalen Fanatismus erzwingen wollen, daß sie den Religionsunterricht polnisch erteilen können, und bei den deutsch ausgebildeten Schülern auf mangelhaftes Verständnis stoßen.

Zum mindesten müßten doch die polnischen Geistlichen den Beweis liefern, daß es ihnen mit dem Grundsatz, jedem Kinde den Religionsunterricht in der Muttersprache zu geben, wirklich heiliger Ernst ist. Dagegen aber sprechen die zahlreichen Fälle, in denen deutsche Kinder gezwungen werden, polnisch zu beichten. Die Absicht, die dem Verlangen nach polnischem Religionsunterricht zugrunde liegt, ist eben nicht die Erhaltung der Muttersprache, sondern die Polonisierung der Jugend. Wir haben vor den Toren von Posen in den bekannten Gemeinden der Bamberger Kolonisten den deutlich redenden Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß die katholische Kirche in Posen bestrebt ist, ihren Angehörigen die Muttersprache zu erhalten. Diese Leute sind dem Blute nach echte Deutsche, waren es noch vor sechzig Jahren und sind heute ganz und gar polonisiert, nicht aus freiem Willen, sondern infolge des starken Drucks der polnischen Geistlichkeit. Einen weitem Beweis gegen das Vorhandensein eines unberechtigten Gewissenszwanges, der angeblich in dem Verlangen des deutschen Religionsunterrichts liegen soll, sehen wir darin, daß der Schulstreik nur in den Volksschulen blüht. In den höhern Schulen scheint für den jungen Polen das deutsche Gebet keine Sünde zu sein. Die Erklärung ist einfach: in den höhern Schulen würde der Widerstand der Schüler zu verhängnisvollen Folgen für ihre weitere Laufbahn haben; für diese Schulen gibt es keinen Schulzwang. Darum nehmen die Polen hier den Gewissenszwang bereitwillig auf sich.

An alle diese Tatsachen sollte man denken und sich die Lage genau klar machen, ehe man durch gutgemeinte, aber der Sache fremde Lehrsätze die Geschäfte der Polen unterstützen hilft.

Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Professor Max Schmid's Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts (Leipzig, E. A. Seemann) haben wir seinerzeit den ersten Band ausführlich besprochen (1905, I, S. 29). Der jetzt erschienene zweite mit 376 Abbildungen und 17 Farbtafeln (11 Mark) reicht von 1850 bis 1870. Ein dritter soll das Werk beschließen. Der vorliegende Band enthält die französische Kunst des zweiten Kaiserreichs und der Republik, aber zum Beispiel noch nicht Rodin, die belgische seit 1848, noch nicht Meunier, die deutsche seit 1850 mit Menzel und Lenbach, aber ohne Böcklin und Hilkebrand, die englische mit Ruskin und den Präraffaeliten, ohne Burne Jones, woraus man ungefähr entnehmen kann, wie sich der dritte Band anschließen wird. Was wir von dem ersten Bande sagten, daß er eine bedeutende Leistung sei, das muß erst recht für den zweiten gelten. Des Verfassers Teilnahme ist hier noch wärmer, und seine Schilderung persönlicher, weil er sich jetzt schon mehr der Gegenwart nähert, von der er, wie er verschiedentlich hat durchblicken lassen, sehr hoch denkt. Der interessanteste Abschnitt ist wohl der erste über die englische Kunst, der jedem Leser sehr viel Neues bieten wird; wir machen besonders auf die gedankenreiche Einleitung S. 333 aufmerksam. Man hat ja hierüber in unsern Tagen so viel einseitiges Lob gehört, daß man mit einigem Mißbehagen an jede neue Bearbeitung dieser Dinge gehen wird. Aber Schmid ist kein Lobredner ohne Vorbehalt, er wägt kritisch ab und entwickelt historisch, und so bekommt man zuletzt doch ein ganz andres Bild, als es die andern gegeben haben. Man vergleiche zum Beispiel seine Behandlung der Präraffaeliten. Wir stellen sie nicht so hoch wie er. Aber er hat Gründe dafür und nicht bloß Redensarten. Man kann sich mit ihm in Gedanken auseinandersetzen, und das ist eine ebenso lehrreiche wie unterhaltende Beschäftigung. Es ist überhaupt ein großer und ganz dem Verfasser eigentümlicher Vorzug dieser Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, daß wir darin die einzelnen Dinge nicht aufgezählt,

beschrieben, beurteilt und mit Zensuren belegt bekommen, sondern daß wir ihr Erscheinen gleichsam selbst mit erleben, ihre Wirkung an direkt überlieferten Eindrücken der Zeitgenossen mitempfinden, ihre Bedeutung an ihrem Verhältnis zu früheren und spätern Erscheinungen selbst messen können. Diese echt historische Betrachtungsweise der Kunst ist nach unsrer Meinung nicht bloß die beste, weil sie wissenschaftlich das meiste Recht hat; Schmid zeigt auch durch sein Beispiel, daß sie für den Leser die anziehendste ist. Das Gegenteil davon ist die Anleitung zum Kunstgenuß von Mensch zu Mensch, wobei es — auf beiden Seiten — keiner Kenntnisse bedarf, und das Besserwissen eines Dritten nur stören würde. So erklärt sich auch die instinktive Scheu unsrer sogenannten Kunstsziehler vor allem, was Kunstgeschichte heißt. Auffallenderweise läßt sich Schmid an einer Stelle seines Buches zu einer tiefen Verbeugung nach jener Richtung herbei, indem er auf unsern Hochschulen den „Erfaz der Kunstgeschichte durch Kunstlehre“ im Sinne der deutschen Ruskinapostel für wünschenswert erklärt (S. 342). Sein eignes Buch würde er alsdann vergebens geschrieben haben. Denn es ist nicht bloß äußerlich, der Stoffeinteilung nach, Kunstgeschichte, sondern Schmid's ganze Auffassung und Abschätzung beruht auf dem historischen Sehen, dem Projizieren des Bildes in die Vergangenheit, der eine Erscheinung angehört.

So kommt es, daß er, um nur einige Beispiele zu nennen, Andreas Achenbach und Ludwig Knaus hat gerecht werden können, und daß er vor allem einem, zu dem die aus der heutigen Zeit gebornen Künstler kaum noch ein Verhältnis finden können, einen hochragenden Platz in seiner Darstellung gegeben hat: Anselm Feuerbach. Er nennt ihn das edelste Produkt der deutschen Kunst vor 1870, so wie Reichel die feinste Blüte der vorhergegangnen, klassisch-romantischen Periode gewesen sei, und Menzel der größte Vertreter der Zeit nach 1870. An Feuerbach, sagt Schmid, war das Große, daß er seine Aufgabe niemals leicht nahm. Er wollte nicht „nur Maler“ sein, sondern sich durch die Arbeit vor der Natur zur Gedankensfreiheit erheben, um nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur die Fähigkeit zu erlangen, nur das Wesentliche in großen Zügen zu geben, sich einen eignen Stil zu bilden. Sein Mißgeschick war, daß er mit seinem Programm als Stillkünstler in eine Epoche des stärksten Realismus geriet. Wir möchten diese Darstellung Feuerbachs, die den Darsteller selbst ehrt, namentlich den Künstlern zum Lesen empfehlen. Daß sie gut und sorgfältig nach allen den reichlichen Veröffentlichungen über Feuerbachs Leben gearbeitet ist, versteht sich bei Schmid von selbst. Aber das eigne Urteil und der Standpunkt Schmid's sind es, worauf es uns hier ankommt. Man fühlt daraus, wie unendlich reich das „Werk“ Feuerbachs ist, der doch im Leben mit keinem einzelnen Bilde einen unbestrittenen Erfolg gehabt hat! Für den, der das Wirken der meisten dieser Künstler miterlebt hat, kann es nichts interessanteres geben, als nun in der Schlußabrechnung bei Schmid die einzelnen Guthaben solcher, die im Leben große Erfolge gehabt haben, gegeneinander zu halten: Knaus, Gustav Richter, Malart, Lenbach, um nur Beispiele herauszugreifen, wo wir mit ihm übereinstimmen. Von diesen hat Lenbach nach Gebühr die höchste Zahl von Seiten erhalten, nämlich neun. Aber Feuerbach hat doppelt soviel, und das gebührt sich auch, denn er war nicht „nur Maler“.

Wir bemerkten schon, daß Schmid ein Herz für die Moderne hat, und das macht uns auf seinen dritten Band gespannt. Einstweilen machen wir auf eine höchst lebensvolle Schilderung der glänzenden Münchner Dekorationskunst (Gabriel Seidl) aufmerksam, der „vormärzlichen“, wird man vielleicht später einmal sagen, wenn uns die Moderne den verheißnen Frühling dann auch wirklich gebracht haben wird. Am liebsten setzten wir das prächtige Stück ganz hierher, wir müssen uns

jedoch darauf beschränken, einige Gedanken aus dem Endurteil Schmid's kurz zu umschreiben. Hätte die Münchner Künstlerchaft, so meint er, nicht doch ein originelleres Heim verdient als das 1900 eingeweihte Künstlerhaus? Im Festspiel ließ man die Künstlerjugend deklamieren: „Ich will ein Eigner sein und neue Pfade suchen. Hier find ich mit erlesenem Geschmack und mit Genie die Formenwelt belebt, die müde durch Jahrhunderte sich schleppt und im Ersterben liegt.“ Darauf antworten die Schöpfer des Künstlerhauses resigniert, sie hätten auch einst weltstürzende Pläne gehabt, aber es sei schließlich nichts dabei herausgekommen, als was schon früher dagewesen wäre. „Ach ja, bemerkt Schmid hierzu, einst wollten auch diese Münchner Architekten und Maler, die sich um Lenbach scharten, Neues schaffen. Nun saßen sie da sterbensmüde, bequem gewordne Kopisten, talentvolle Verhörer alter Kunstmotive usw.“ „So lag denn in der archäologischen Zierbaukunst die Gefahr, auf Eignes ganz zu verzichten, über allerhand Patinawitzen größere Aufgaben zu ver-gessen, die Bauten wie bei einem Künstlerfest mit historischen Kostümen zu entwickeln. Gottlob erhebt daneben in München eine junge, ganz unhistorische Generation, die auch das Alte schätzt, aus ihr heraus aber das Neue entwickelt.“ Und ganz am Schluß dieses Kapitels (10. Deutsche Baukunst seit 1850) heißt es dann noch einmal, nach einigen Bemerkungen über den Wert jenes historischen Reproduzierens für die Schulung des künstlerischen Geschmacks: „Man arbeitete so der neuen Richtung vor, die frei vom historischen Lehrbuch aus dem Alten Neues, aus der Natur Eignes herbeitragen, einen eignen Stil schaffen wollte!“

Ja, wollte. Die ganz unhistorische Generation wird nun im dritten Bande zeigen können, daß zu einem eignen Stil noch mehr gehört als Wollen.

Hellenische Kultur. Unse Zeit bewegt sich gegenüber dem klassischen Alter-tum in einem wunderlichen Widerspruch. Auf der einen Seite ist die Wissenschaft mit dem glänzendsten Erfolge tätig, jene vergangne Kultur nach allen Richtungen hin und auf allen Gebieten zu erforschen, nicht am wenigsten durch planmäßige Ausgrabungen und Sammlungen, in denen alle Kulturvölker wetteifern, auf der andern toben die „Modernen“ gegen die klassische Bildung, und wie die Erziehung so will auch die Kunst nur national sein, was mehr oder weniger auf einen Rückfall in die Barbarei hinausläuft, denn die europäische Kunst ist niemals rein national gewesen, so stark sie von nationalen Elementen allezeit beeinflusst worden ist, ihre Entwicklung scheidet sich viel mehr nach den Perioden als nach den Völkern. Da ist es nun ein dankbares Unternehmen dreier jüngerer Gelehrten, die sämtlich im Dienste der höhern Schule stehn, also den Beruf haben, ihre Zöglinge in das hellenisch-römische Altertum einzuführen, ohne sie zu Griechen oder Römern machen zu wollen, eine Absicht, die wirklich nur die Dummheit oder Bosheit unsern Gymnasien nachsagen kann, auch ohne ihnen das klassische Altertum als schlechtthin mustergiltig hinstellen zu wollen, zunächst die hellenische Kultur in allen ihren Äußerungen der modernen Forschung in allgemein verständlicher Form vorzuführen.*) Ihre Aufgabe haben sie in der Weise unter sich geteilt, daß Poland Staatsleben, Wirtschaft, Sitte und Religion, Baumgarten die Kunst, Wagner die Literatur behandelt, jeder also durch das ganze Buch, durch alle Perioden hindurch selbständig ist. Diese Periodeneinteilung ist aber keineswegs die alte, im Grunde herzlich törichte zwischen homerischer und historischer Zeit (wie noch bei G. Grote), als ob die Art der Überlieferung entscheidend wäre, sondern modern im guten, wissenschaftlichen Sinne, wie sie schon der unvergeßliche Wilhelm Roscher

*) Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten (in Freiburg i. Br.), Franz Poland und Richard Wagner (in Dresden). Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln, VI und 492 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1905.

seinen historischen Betrachtungen zugrunde legte: das griechische Altertum (die mykenische Zeit, die hier zu ihrem vollen Rechte kommt, von Baumgarten), das griechische Mittelalter (von der dorischen Wanderung bis auf die Perserkriege), die griechische Blütezeit (bis zum Untergange der Selbständigkeit, also bis zum Anschluß an das makedonische Reich). Die Darstellung ist überall klar und verständlich, das Urteil ruhig und sachlich (sehr anziehend und taktvoll zum Beispiel ist die Behandlung der sogenannten homerischen Frage von R. Wagner). Der Bilderschmuck ist nicht nur außerordentlich reichlich, sondern auch in der Auswahl und in der Ausführung meist vorzüglich, eine wirkliche „Illustration“ des Textes, die ganze Ausstattung der Verlagshandlung würdig. Wir wüßten kein schöneres Geschenk für reifere Gymnasiasten und angehende Gymnasiallehrer; aber das Buch wird für jeden, der Interesse für die doch unvergleichliche hellenische Kultur hat, ein trefflicher Führer sein. *

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten sowie 34 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1906. Immer mehr macht sich das Bedürfnis nach kurzen übersichtlichen Enzyklopädien geltend, nach Handbüchern, die man bequem bei der Lektüre und bei der Arbeit benutzen kann, die über Fragen des gegenwärtigen Kulturlebens schnell und hinlänglich orientieren und Mittel und Wege angeben, wie man sich über den Gegenstand eine tiefere Belehrung verschaffen kann. Solche Handbücher herzustellen, ist heutzutage, wo das geistige und wirtschaftliche Leben in schnellem Tempo dahin flutet, keine leichte Aufgabe; denn viele Fragen, Namen und Vorgänge, die heute aktuell sind, gelten morgen schon für überholt, für veraltet, und Stoffgebiete, an die heute noch kein Mensch denkt, können morgen schon Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sein. Es gehört also zur Abfassung enzyklopädischer Handbücher nicht nur ein hohes Maß gründlicher Bildung und zuverlässiger Kritik, sondern auch eine Art von Divination, die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen und Angaben über Dinge zu machen, die möglicherweise bald in den Kreis des allgemeinen Interesses treten könnten. Wir müssen gestehen, daß diese drei Bedingungen: Wissen, Kritik und Divination in der fünften Auflage des Kleinen Konversations-Lexikons von Brockhaus vortrefflich erfüllt sind. Stichproben, die wir über Fragen der letzten Tage, zum Beispiel über Roburit, Luftschiffahrt, Deutsch-Südwestafrika, Polizetaufsicht usw. gemacht haben, zeigen, daß dieses Handbuch auch für den Zeitungsleser und für den Tagesbedarf ein zuverlässiger Berater ist. Das Anschauungsmaterial, besonders die im Dreifarbendruck hergestellten Bilder, zum Beispiel das Landschafts- und Kulturbild von Südwestafrika, das vom Kilimandscharo, das vom Forum Romanum u. a. sind lehrreich und wirkungsvoll; auch die typischen Landschaftsbilder zu den Karten von Deutschland sind vortrefflich ausgewählt. Weniger gelungen sind manche kunsthistorischen Abbildungen; die Laokoongruppe zum Beispiel ist zu wenig scharf und deutlich ausgefallen; es wäre gut, sie in der nächsten Auflage durch eine andre Darstellung zu ersetzen. Die gegenwärtigen Zustände des Auslands könnten hier und da eingehender behandelt werden. Wenn zum Beispiel Oscar Wilde genannt wird — beiläufig Ballad of Reading goal, nicht: reading, denn es ist hier die Angabe bei „Bürgerkunde“ vermissen wir gerade das bedeutendste Hilfsmittel, nämlich die in dreißigtausend Exemplaren verbreitete Bürgerkunde von Hoffmann und Groth. Auch auf die „Heimatkunst“ in Malerei und Literatur könnte näher eingegangen werden. Aber das sind unbedeutende Ausstellungen gegenüber den zuverlässigen und gediegene Angaben, die uns das empfehlenswerte Handbuch bietet.

Aus dem Loggbuche eines Kriegsseeemanns von C. F. Sperling (Leipzig, Wilhelm Weicher, 1906, mit 12 Bildern aus dem Bordleben, Preis geb. 2,50 Mark). Ein gutes, gesundes Buch für Jung und Alt, echte lebenswahre Kulturbilder der Schiffsjungenerziehung bietet es in frischer, anregender Schreibweise. Es ist ein herzhafter und herzerfrischender Griff ins volle Marineleben hinein, eine Schilderung des Lebens und Treibens der Seeleute so kernig und ungekünstelt, wie sie eben nur einer geben kann, der mitten zwischen ihnen stand, ihre Empfindungen teilte und nun mit feiner Beobachtungsgabe und scharfem Blick die eignen Eindrücke schildert. Das ist kein Puppentheater, wie so manche Matrosengeschichten tintenfelliger Bierschreiber, die stolz auf ihre Machwerke sind, weil Papier und Druckerschwärze wie auch der Kritiker und der Leser aus dem Binnenlande geduldig genug sind, das falsche Plattdeutsch und die gespreizte Seemannssprache für waschecht zu halten. Der Verfasser dieses bescheidenen Loggbuchauszugs steht hoch über diesen „Schriftstellern“ und verdient seiner Naturwüchsigkeit, Frische und Lebendigkeit halber auch weitere Beachtung. Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch ist für Schul- und Volksbibliotheken eine Perle.

Georg Wislicenus

Das große Weltpanorama. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 7. Band, 1906; gebunden 7 Mark 50 Pfennige.

Wie die frühern Bände, so zeigt auch der vorliegende eine Fülle lehrreicher und fesselnder Jugendlektüre. Die Geschichten, Berichte und Schilderungen führen den Leser durch alle Weltteile, erzählen von den Gebräuchen fremder Völker, zum Beispiel der Japaner und der Peruaner, der Indier und der Kanaken auf Hawaii, der Araber und der Indianer, geben packende Vorstellungen kühner Reisen in unbekanntere Länder, beschreiben Meisterwerke der Technik und große Entdeckungen, berichten von seltsamen Abenteuern und aufregenden Jagden, von weiten Seefahrten in Sturm und Sonnenschein und von naturwissenschaftlichen Forschungen. Alles ist frisch, anregend und fesselnd geschrieben. Eine große Zahl anschaulicher Illustrationen, photographischer Naturaufnahmen und lehrreicher Landschafts- und Kulturbilder trägt wesentlich dazu bei, den Inhalt des Weltpanoramas besonders wertvoll zu machen. Auch dieser Band gehört zu den gediegensten Weihnachtsbüchern und kann der Jugend empfohlen werden.

Kürschners Jahrbuch 1907. Kalender-, Merk- und Nachschlagebuch. 500 Seiten. Berlin W. 9, Hermann Hölzer; 1 Mark, geb. 1 Mark 50 Pfennige.

Der vorliegende Kalender ist der zehnte Jahrgang von Kürschners praktisch angelegtem und ungemein instruktivem Jahrbuch. Es unterrichtet den Leser kurz und klar über alles, was im Laufe des verflossenen Jahres in der Welt vorgegangen ist, und was das praktische Leben des laufenden Jahres erfordert. Dadurch wird dieses Jahrbuch eine vortreffliche Ergänzung zu jedem Konversationslexikon. Auf Grund von zuverlässigem Material und praktischen Angaben wird über politische und militärische Ereignisse berichtet, über Marine, Post, Telegraphie und Schulwesen, über Frauenbewegung, Kunst und Literatur. Wissenschaftliche Forschungen und interessante Prozesse, Jubiläen und Ausstellungen des vergangenen Jahres werden in lebhaft geschriebenen Artikeln behandelt. Jedem, der schnell über die Vorgänge der letzten Zeit orientiert sein will, kann Kürschners Jahrbuch nur empfohlen werden.

